Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 21

Artikel: Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch [Fortsetzung folgt]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671982

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nem Ton hinzu. Er trat auf sie zu. Er legte die Hand auf ihre Schulter. Noch einmal quoll die Leidenschaft für sie in ihm auf.

Sie saß ganz still, den Blick auf dem Kinde, mit der einen Hand seine kleinen Finger, die zu einem Fäustchen geballt waren, lösend.

„Ade, Centi," sagte Geni.

„Ade, Schwager. Gute Zeit!" Ihre Traurigkeit läutete in den Worten.

Er entfernte sich, ohne daß sie einander noch die Hand gereicht hätten. Ihm war zumut wie einem, der keine Richtung weiß. Er gab sich nicht genau Rechenschaft. Inocenta war ihm fremder geworden. War es das seltsame Altern, das über sie ergangen? War es das widerstandslose Erleiden, dem sie sich ergeben hatte? Er verließ sie und den Ort mit dem Gefühl: Wenn du nur fort bist! Wenn du nur nicht wieder zu kommen brauchtest! Aber er hatte auch keine rechte Freude an seinem nächsten Ziel.

Als er auf die Straße kam, sah er am Hause oben Jonas stehen und fühlte, daß er ihn erkannt hatte. Die Galle stieg ihm. Aber es überlief ihn auch ein merkwürdiges Gefühl der Erwartung, fast einer leichten Besorgnis. Was wird er noch tun? dachte er.

Inocenta saß am See. Sie hörte, wie Genis Schritte verklangen. Zwei Tränen hingen an ihren Lidern und tropften langsam in ihren Schoß. Eine fiel auf des Kindes Hand, und sie wischte sie hastig fort, erschrocken das Fäustlein in ihren Fingern wärmend. Nun war Geni auch fort, dachte sie. Nun hatte sie keinen mehr! Du hast ihnen Unglück gebracht, dachte sie weiter. Und dann fragte sie sich, ob sie nun so verstoßen bleiben werde — bis an ihr Ende? — Bis an ihr Ende?

Sie fühlte sich müde. Das innerliche Frieren wurde stärker, so heiß die Sonne auf ihren Rücken brannte. Es trieb sie heim.

Sie nahm den Knaben, stieg aus dem Boot und wendete sich in die Wiesen. Ihre Füße waren schwer, als klebten die Sohlen am Erdreich des Pfades.

Oben am Hause stand Jonas noch immer. Das Blut kam ihr. Sicher hatte er schon dagestanden, als Geni — Aber dann schritt sie ruhig weiter. Sie war sich keines Unrechts mehr bewußt.

Jonas trat in den Stall, lange bevor sie ins Haus hinauf kam. So wich er ihr immer aus. Sie wunderte sich, daß er sie noch an seinem Tisch litt.

(Fortsetzung folgt.)

In den Voralpen.

Herden allerwegen
Decken das Gefild,
Rauschend stürmt entgegen
Schon die Welle wild.

Hügelwärts gerichtet
Zieht der Straße Lauf,
Wo der Tann sich lichtet,
Steigen Berge auf.

Martin Greif.

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Zwei Städte am Meer (Oran und Alicante).

Von Ernst Eschmann.

Neben Algier spielt Oran die größte Rolle im Leben Algeriens. Der rege Handel hat die Küstenstadt groß gemacht. Die mächtigen Reihen von Fässern, die ein ausgedehntes Areal des Hafens bedecken, lassen sofort erkennen, daß von hier aus viel Wein nach Europa wandert. Es ist ein bekömmlicher Tropfen, ein guter Landwein, der den breitesten Schichten dient und zu billigem Preis ausgeschenkt wird. Im Lande drin, vom Meere abgewandt, dehnen sich die Kulturen und bedecken riesige Flächen.

Der Fremde weiß, daß er in Oran nicht außergewöhnliche Dinge findet. Nicht der Kunst zuliebe kommt er hierher, auch nicht, um ethnographische Entdeckungen zu machen. Man merkt gar bald, daß der europäische Ton überwiegt. Das Straßenbild ist nicht mehr so bunt, die eingeborenen Araber treten zurück. Sie haben sich in ein ihnen besonders zugewiesenes Viertel zurückgezogen, während in den schönen Hauptstraßen der französische Kaufmann und die elegante Welt sich Rendez-vous geben. Und ein anderes Element taucht hier auf, das mit der Geschichte und Lage der Stadt in engem Zusammenhang steht: Spanien! Spanische Sprache, spanische Typen. In der Tat, wir sind der iberischen Halbinsel nahegerückt. Es gab Zeiten, da der Spanier hier sein Szepter schwang. Im

Oran. Blick vom Belvedere über die Stadt.

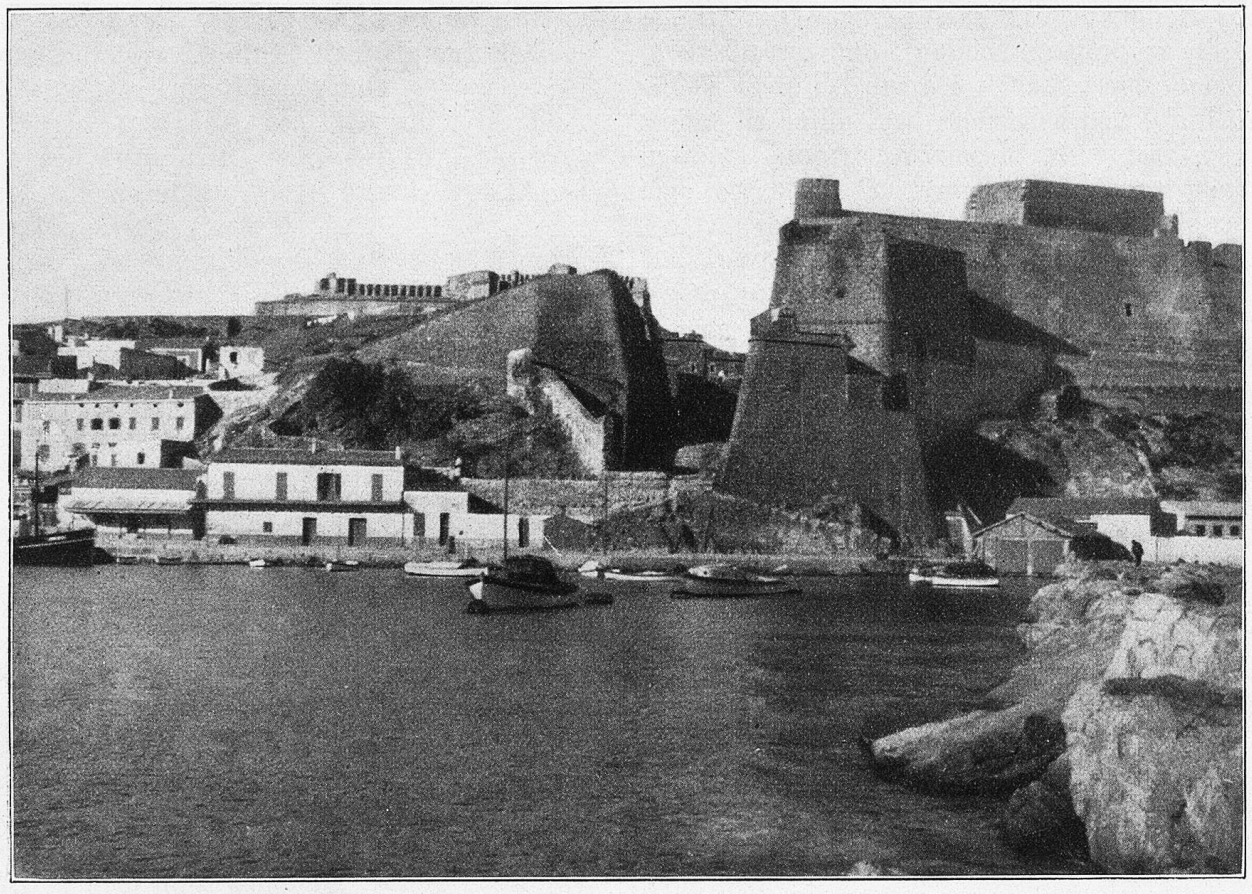
Jahre 1509 eroberte die Armee des Kardinals Ximenes unter dem Befehl Pedro Novarros die Küste Orans. Die Muselmänner wurden überrumpelt und ihre Moscheen in Kirchen umgewandelt. Das Christentum hielt pompösen Einzug. Und doch gelang es den Spaniern nicht, hier für immer festen Fuß zu fassen. Sie mußten anno 1708 den Türken weichen, kehrten aber nach 24 Jahren wieder in ihr altes Besitztum zurück. Heute — seit 1831 — weht die französische Flagge über der Stadt.

Diese historischen Ereignisse drängen sich dem Besucher Orans nicht auf. Das pulsierende Leben der Gegenwart ist mächtiger als die Sprache der Vergangenheit.

Einen herrlichen Blick aufs Meer und über den kurzweiligen Hafen gewährt die großzügig angelegte Promenade de Létang. Im Hintergrund, auf der Höhe, erhebt sich das mächtige Schloß, in dem es heute von französischen Soldaten wimmelt. Die Wege sind beschattet von festlichen Palmen und führen auf eine Aussichtszinne, von der das lachende Meer, die aus- und einfahrenden Schiffe, die Kranen und Bahnen und Fuhrwerke ein imposantes Spiel zum besten geben. Es ist eine bewegte Szene des Weltmarktes, die auch den Unbeteiligten fesselt. Zur Linken türmt sich ein Berg von beträchtlicher Höhe auf. Kühn steigt er aus dem Meer. Ein Wald von Pinien hüllt ihn ein, eine Kirche guckt heraus, eine Festung droht mit kriegerischen Mauern.

Wir fuhren zum Belvedere auf halber Höhe. Die prächtige offene Terrasse gewährt einen Blick über die ganze Stadt. Der Bois des Planteurs ist ein Juwel, der durch immer neue, wundervolle Exemplare dieser ihre breiten Schirme entfaltenden Bäume entzückt. Ein erquickendes Lüftchen streicht vom Meere her und zieht sich hinein ins Land. Der Berg ist das Paradestück Orans, das begehrte Ziel der Einheimischen, die großartige Überraschung für den Fremden.

Die übrige Umgebung Orans ist reich an malerischen Reizen. Westwärts pflanzt sich die Küste fort in jähen Felsabstürzen, in weit ausholenden Windungen, bunten Siedelungen und originellen Fischerdörfern. Eine Fahrt nach Mers-el-Kebir bietet viel wechselnde Ausblicke. Man wähnt sich in einem italienischen Fischernest. Es haben sich hier auch viele Italiener



Mers-el-Kebir bei Oran. Photo: Robert Meier.

angesiedelt. Mers-el-Kebir schaut wie Oran auf eine bewegte Geschichte zurück. Sein Hafen verschaffte ihm diese Bedeutung.

Nach Osten dehnt sich unendliches, ebenes Land. Es steigt aus dem Meere auf bis an die zweihundert Meter. Einförmig wird das Bild; und doch, es hat Größe. Erquickend müßte es sein, in dieser Einsamkeit, vom Rauschen des Meeres umgeben, ein paar Wochen zu verbringen. Ganz verlassen von den Menschen wäre man nicht. Denn unten an der Küste leben ein paar Fischerfamilien und Naturfreunde, die sich ein Weekendhüttchen hingestellt haben. Und dort, unmittelbar am Absturz, erhebt sich das vornehme, eine große Fläche umspannende Grand Hotel Canastel. Die Saison ist leider schon vorbei. Wir kommen vor verschlossene Türen und verriegelte Tore. So klettern wir wie Einbrecher über Fässer und Geländer auf die Zinne, von der sich eine Schau von überwältigender Kraft und Eindringlichkeit eröffnet. Meer und Land, Blick in die Unendlichkeit, das ist der Zauber von Canastel. Die Wasser sind still. Sachte nur kommen sie an und weichen leicht gekräuselt wieder zurück. Die Sonne rüstet sich zum Untergang. Homerische Minuten, die am Himmel ein göttliches Farbenspiel aufführen, bis das letzte Fünklein Gold unter dem Horizonte verschwunden ist. —

Und die andere Stadt: Alicante! Vielversprechend meldet sie sich von der langgezogenen Küste aus an. Ein massiger Felsberg reckt sich empor. Je näher wir kommen, um so eindrücklicher steht er da und bestimmt die Silhouette der Stadt. Die Einfahrt in den Hafen gewinnt festliches Gepräge. Spanien grüßt mit lächelnder Geste. Gleich wird man gewahr: dieselbe südliche Sonne, die die nordafrikanischen Gärten so üppig macht, ist auch diesem Küstenstrich gewogen. Eine vierfache Reihe von Palmen zieht sich dem Strande entlang. Hier stehen die großen Hotels, hier gehen die Fremden auf und ab, hier setzen sie sich in eines der einladenden Restaurants und begucken sich den Corso der eleganten Welt.

Hier empfing ich auch die erste Probe der spanischen Küche. Aber o wehe! Der Uneingeweihte hat Mühe, mit diesem seltsamen Gemisch von Reis und Krebsen, Fischen und Schalentieren

fertig zu werden. Und wenn man sich den Durst mit dem südlichen Spanienwein löscht, bleibt ein unbehaglicher Geschmack auf der Zunge zurück. Wie gerne hätte ich jetzt die oft belächelte Säure eines Zürichseetropfens in Kauf genommen! Andere Gaumen mögen dem Alicante gewogen sein! Hier spielt er eine überragende Rolle. In ungezählten Gebinden wird er ausgeführt, dieser Vino tinto, und sein intensives Rot hat oft die Aufgabe, helleren Sorten Farbe und Feuer zu geben.

Wer durch eine der Seitenstraßen dem Innern der Stadt zustrebt, erfährt einige Ernüchterung. Die frische, schöne Luft ist fort. Die Durchgänge sind eng. Nach originellen Winkeln hält man umsonst Umschau. Und wo sind die hübschen, so viel gemalten Spanierinnen? Frauen und Mädchen kommen daher, vom Schmutz des Alltags mitgenommen. Ein Spitzentüchlein tragen sie auf dem Kopf. Hier blitzt etwas Lokalfarbe durch. Sonst gibt sich Alicante als Kleinstadt, die den Fremdling nicht lange zu fesseln vermag.

Immerhin, ein Ziel lockt: die kühne Zitadelle Santa Barbara. Wir steigen bei sengender Sonne durch einen steilen Pfad in die Höhe. Bald schweifen die Blicke nicht nur über die Dächer, sie fliegen hinaus nach dem Hafen, übers Meer, und je weiter wir der Stadt entrückt sind, um so kühner und bezaubernder öffnet sich der Gesichtskreis. Aspekte führen hinein ins dürstende Land, nach benachbarten Hügeln, nach einer großzügigen Spitalkolonie. Der Weg zieht um den Berg, junge Bäume begleiten ihn. Es ist eine Wonne, in diesen grünen Gassen sachte emporzusteigen. Immer muß man verweilen und Umschau halten. Die ersten Mauern sind erreicht. Ein altes, zerfallenes Tor lädt zum Eintritt. Kein Wächter steht da. Kaum eine Seele ist zu entdecken. Haben wir einen Sprung ein paar Jahrhunderte zurück getan? Wir stecken in romantischem Mittelalter. Die Feste ist ausgestorben. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß von hier aus einst strenges Regiment geübt worden ist. Roß und Reiter sprengten über diese gepflasterten Steige, und zu oberst war leicht zu erkennen, woher der Feind im Anzug war. Immer höher ging's, von Torbogen zu Torbogen, und glaubte man, das Ziel erreicht zu haben, beschrieb der Burgweg noch eine Windung und noch eine, aber zuletzt war die oberste Terrasse gewonnen. Eine Rundsicht ohnegleichen belohnte den erhitzenden Aufstieg. Stadt, Hafen und Meer und Land, Dächer, Gassen und Stierkämpfer-Arena, Palmen und Bäderstrand, sie boten reiche Abwechslung, man drehte sich um und um und entdeckte fortwährend neue Bilder. Auf einer breiten Mauerbrüstung legten

Alicante. General-Ansicht.

wir uns hin und sonnten uns wie die Eidechsen, die lustig an uns vorbeihuschten.

Ob der Kalender sich nicht täuschte? Hatten wir wirklich schon Ende Oktober? Daheim werden die Öfen geheizt, und die Damen schlüpfen in die Winterpelze. In den Höhen schneit's. Und wir? Wir schwitzen noch mitten im spanischen Sommer und freuen uns auf das Meerbad, das gleich nach dem Abstieg uns herrliche Abkühlung bringen wird.

Als mächtige Pfahlbauerhütten stehen die Badeanstalten am Strand, eine jede in Verbindung mit einer kleinen Erfrischungsstube. Aber zuerst hinein ins Wasser! Kastanienbraune Burschen tummeln sich schon darin, jagen sich und spritzen und zeigen vom schwankenden Brett ihre Springkünste. Das Wasser hat eine angenehme Temperatur. Man läuft ein gutes Stück hinaus, bis einem der Boden unter den Füßen entschwindet. Wie eine Wiege trägt das salzige Element die herbstlichen Gäste.

Die Kräfte, die uns Santa Barbara gekostet, sind wieder da. Das Bad war eine Verjüngung, ein Fest.

Unversehens war's Zeit, unser Schiff wieder aufzusuchen. Die Ciudad de Alicante hatte inzwischen schwere Fracht aufgenommen.

Als wir längst wieder das offene Meer gewonnen hatten, leuchtete uns im Golde des Abends die Zitadelle. Sie zündet mir wie lohender Fackelbrand noch heute in der Erinnerung nach als Gruß vom südlichen Spanien.

Still liegt die Welt im Morgenlicht.

Still liegt die Welt im Morgenlicht
und lauscht, was ihr der Tag verspricht,
ob Freuden oder Leiden,
und ist gewillt zu beiden.

Sie muß gewillt zu beiden sein,
zu Sonnenlicht und Wetterschein.
Der Pflug der Pflicht und Mühen
wird seine Furchen ziehen.

Und wo zutiefst er aufgewühlt
die Welt und sie die Pflugschar fühlt,
wird fern ein Tag ihr geben
das allerreichste Leben.—

Bist du nicht auch ein Teil der Welt,
o Mensch, und auch vom Tag erhellt?
So sei auch du zu beiden
gewillt, zu Freud und Leiden.

Und wenn der Tag die Pflugschar schickt
der Leiden, daß dein Herz erschrickt:
Laß still die Zeit nur walten,
auch du wirst Ernte halten.

Johanna Siebel.

Der Bundesschwur.

1291.

Von Adolf Frey.

Vor einer Sennhütte, links eine gebrochene Wettertanne; einige große Steine usw. Es erscheinen Landammann Conrad ab Iberg, Walther von Wolfenschieß, Rudolf Stauffacher, Conrad Hunn, Wernher von Seewen, Johannes von Waltersberg, Niklaus von Wisserlon. Einige setzen sich auf die vor der Hütte stehende Bank oder auf Steine, andere bleiben stehen. Sie legen ihre ledernen oder zwilchenen kleinen Ranzen ab.

Ab Iberg:

Hier wollen wir's zu Ende bringen. Seht,
da kommen auch die Urner schon.

Wernher von Seewen
(den Urnern entgegen):

Wie steht's?

Es erscheinen Landammann Ritter Conrad von Silenen, Ritter Wernher von Attinghusen, Burkhard, genannt Schüpfer, Conrad der Meier von Erstfelden und vier alte Sennen.

Silenen:

Wir haben's auf dem ganzen Weg erwogen
und bleiben bei dem ersten Schluß. Es weist's
der Augenschein und dieser Greise Zeugnis:
Seit Menschendenken ist die Gyrenalp
der Unterwaldner Eigen. Wir verwerfen
einhellig drum die Forderung von Schwyz.

Conrad Hunn (zornig):

Wir suchten euch als Mittler in dem Handel.
Nun sag' ich ungescheut, nachdem das Urteil
erging: ihr saht das Recht blutwenig an
und habt euch nicht erzeigt als Biedermänner.
Wir blinden Toren, daß wir euch gerufen!
Wir wußten ja, daß Uri uns nicht wohl will.